



SONIA PURNELL

btb

Die Geschichte
von Virginia Hall,
der meistgesuchten
Spionin des Zweiten
Weltkriegs

EINE
GEFÄHRLICHE
FRAU

Zum Buch

1942 sendete die Gestapo einen dringlichen Funkspruch: »Sie ist die gefährlichste unter allen Spionen der Alliierten. Wir müssen sie finden und vernichten.«

Gemeint war Virginia Hall, eine Frau aus der besten amerikanischen Gesellschaft. Ebenso brillant wie attraktiv, hatte sie es geschafft in die Special Operations Executives, jene britische Geheimorganisation, die Winston Churchill als »Ministry of Ungentlemanly Warfare« bezeichnete.

Hall war die erste Frau, die als Alliierte in Frankreich hinter der Linie des Feindes operierte. Sie unterstützte maßgeblich den französischen Widerstand und revolutionierte die verdeckte Kriegsführung. Und das alles trotz einer massiven körperlichen Einschränkung: aufgrund eines Jagdunfalls hatte sie eine Beinprothese. Mit ihrem mutigen Einsatz, stets unter Einsatz ihres Lebens, kämpfte Virginia Hall gegen Nazideutschland und für die Freiheit.

Zur Autorin

SONIA PURNELL ist preisgekrönte britische Sachbuchautorin und Journalistin, die für »The Economist«, »The Telegraph« und »The Sunday Times« gearbeitet hat. Ihre Biografien u. a. über Clementine Churchill begeisterten Lesepublikum und Kritik gleichermaßen. Für »Eine gefährliche Frau« wurde sie mit dem renommierten Plutarch Award für die beste Biografie ausgezeichnet.

Sonia Purnell

Eine gefährliche Frau

Die Geschichte von Virginia Hall,
der meistgesuchten Spionin des
Zweiten Weltkriegs

Aus dem Englischen
von Liselotte Prugger

btb

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel »A Woman of No Importance« bei Viking, An imprint of Penguin Random House, New York.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Deutsche Erstausgabe Juni 2022
btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Copyright © 2019 by Sonia Purnell
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2022 by
btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH
Covergestaltung: semper smile, München
Covermotiv: Mauritius Images GmbH (33507)
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
MK · Herstellung: sc
ISBN 978-3-641-22248-2
V002

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag

Für Sue
1951 – 2017

Mut hat viele Gesichter

Die Résistance war eine Lebensform ... wir sehen uns dort vollkommen frei ... eine unbekannte und unkennbare Seite von uns, der Menschenschlag, den es nur einmal gibt, der nur in Relation zu einmaligen und schrecklichen Umständen existiert hat ... zu Geistern oder zu den Toten ... [Dennoch] würde ich jenen Abschnitt meines Lebens als »glücklich« bezeichnen.

– Jean Cassou, Widerstandsführer in Toulouse und Dichter

Das ideale Subjekt eines totalitären Regimes ist nicht der überzeugte Nazi oder der überzeugte Kommunist, sondern sind Menschen, für die die Unterscheidung zwischen Fakt und Fiktion (d. h. die Realität der Erfahrung) und die Unterscheidung zwischen wahr und falsch (d. h. die Normen des Denkens) nicht länger existieren.

– Hannah Arendt

Unzählige, unterschiedliche Handlungen von Mut und Glauben sind es, die die menschliche Geschichte formen. Jedes Mal, wenn jemand sich für ein Ideal einsetzt oder handelt, um das Los anderer zu verbessern oder gegen Ungerechtigkeit ankämpft, erzeugt er eine winzige Welle von Hoffnung, und wenn diese sich mit einer Million von Wellen aus unterschiedlichen Zentren von Energie und Wagemut kreuzen, bauen sie sich zu einem Strom auf, der die mächtigsten Mauern niederreißen kann.

– Robert F. Kennedy



Liste der Personen

DECKNAMEN UND FELDNAMEN SIND IN DIESEM BUCH KURSIV AUSGEZEICHNET.
AGENTEN HATTEN OFT MEHRERE DECKNAMEN ODER FELDNAMEN, VON DENEN ICH
DER ÜBERSICHTLICHKEIT HALBER NUR DIE RELEVANTESTEN VERWENDET HABE.

- Alain* = Georges Duboudin
Antoine = Philippe de Vomécourt (auch *Gauthier*, *Major St. Paul*)
Aramis = Peter Harratt (auch *Henri Lassot*)
Artus & Auguste = Henry und Alfred Newton
Bishop = Abbé Robert Alesch (auch René Martin)
Bob = Raoul Le Boulicaut
Carte = André Girard
Célestin = Brian Stonehouse
Christophe = Gilbert Turck
Constantin = Jean de Vomécourt
Fontcroise = Captain Henri Charles Giese
Georges = Georges Bégué
Gévolde = Serge Kapalski
Gloria = Gabrielle Picabia
Lucas = Pierre de Vomécourt (auch *Sylvain*)
Marie = Virginia Hall (auch *Germaine*, *Philomène*, *Nicolas*, *Diane*, *Diana*,
Marcelle, *Brigitte*, *Isabelle*, *Camille*, *DFV*, *Artemis Marie Monin*, *Marcelle*
Montagne, *La Madone*)
Nicolas = Robert Boiteux (auch bekannt als Robert Burdett)
Olive = Francis Basin
Pépin = Dr. Jean Rousset
René = Victor Gerson (auch *Vic*)
Sophie = Odette Wilen
Victoire = Mathilde Carré (oder La Chatte)

INHALT

[Liste der Personen](#)

[Prolog](#)

[KAPITEL 1 Der Traum](#)

[KAPITEL 2 Wenn die Zeit reif ist](#)

[KAPITEL 3 Meine Nutten-Freundinnen](#)

[KAPITEL 4 Lebewohl für Dindy](#)

[KAPITEL 5 Zwölf Minuten, zwölf Männer](#)

[KAPITEL 6 Ein Netz von Spionen](#)

[KAPITEL 7 Grausamer Berg](#)

[KAPITEL 8 Meistgesuchte Spionin](#)

[KAPITEL 9 Rechnungen begleichen](#)

[KAPITEL 10 Madonna der Berge](#)

[KAPITEL 11 Vom Himmel hoch](#)

[KAPITEL 12 Die Jahre bei der CIA](#)

[Epilog](#)

[Danksagung](#)

[Bildteil](#)

[Auswahlbibliographie](#)

[Anmerkungen](#)

[Personenregister](#)

Prolog

Frankreich fiel. Ausgebrannte Autos, zuvor hoch beladen mit gehüteten Habseligkeiten, waren kreuz und quer in die Straßengräben gekippt. Die kostbare Fracht, Puppen, Uhren und Spiegel, lag zerschmettert um sie herum auf der abweisenden Straße, Kilometer für Kilometer. Ihre Besitzer, jung wie alt, lagen ausgestreckt im heißen Staub, stöhnten oder waren schon verstummt. Doch die Massen strömten weiterhin an ihnen vorbei – eine endlose Schlange des Hungers und der Erschöpfung, zu groß die Furcht, ihren tagelangen Marsch zu unterbrechen.

Zehn Millionen Frauen, Kinder und alte Männer waren auf den Beinen, alle auf der Flucht vor Hitlers Panzern, die vom Osten und Norden über die Grenze hereinrollten. Im vergeblichen Versuch, dem Blitzkrieg der Nazis zu entkommen, der sie einzukesseln drohte, waren ganze Städte aufgegeben worden. Fieberhaft erzählte man sich hinter vorgehaltener Hand von deutschen Soldaten, die mit nacktem Oberkörper ihren so reibungslos verlaufenden Eroberungsfeldzug bejubelten. Die Luft war erfüllt von dichtem Rauch und vom Gestank des Todes. Die Babys hatten keine Milch, und die Alten fielen um, wo sie gerade standen. Schweißüberströmte Pferde, die überladene, alte Bauernkarren zogen, sackten zusammen und keuchten vor Erschöpfung. Und begleitet wurde dieser weltweit größte Flüchtlingstreck aller Zeiten von der im Mai 1940 in Frankreich herrschenden Hitzewelle.¹

Tag um Tag kurvte ein einziges fahrbereites Auto mit einer gutaussehenden jungen Frau am Steuer durch den endlosen Menschenstrom. Obwohl der Soldatin Virginia Hall oft der Treibstoff oder die Medikamente ausgingen, fuhr sie in ihrem Krankenwagen der französischen Armee unverdrossen weiter auf den vorrückenden Feind zu. Sie hielt auch dann noch durch, als deutsche Stukas mit ohrenbetäubendem Kreischen im Sturzflug 110-Pfund-Bomben auf die Konvois um sie herum abwarfen, Fahrzeuge in Brand setzten und Krater in die Straße rissen. Auch

dann noch, als Kampfflugzeuge über den Baumwipfeln dröhnten und die Straßengräben, in denen Frauen und Kinder sich vor dem Gemetzel zu schützen versuchten, unter Maschinengewehrfeuer nahmen. Auch dann noch, als französische Soldaten von ihrer Truppe desertierten, ihre Waffen zurückließen und manchmal sogar in ihren Panzern das Weite suchten. Auch dann noch, als durch das ständige Bedienen der Kupplung mit ihrer Beinprothese stechende Schmerzen in ihre Hüfte schossen.

Jetzt, mit vierunddreißig Jahren, hatte ihre Mission nach Jahren grausamer Zurückweisung einen Wendepunkt erreicht. Sich selbst zuliebe, aber um der Verwundeten willen, die sie auf den Schlachtfeldern einsammelte und ins Krankenhaus schaffte, durfte sie nicht noch einmal scheitern. Es gab viele Gründe, weshalb sie fern von zu Hause bewusst ihr Leben aufs Spiel setzte, um einem fremden Land zu helfen, während Millionen andere die Flinte ins Korn warfen. In erster Linie lag es wohl daran, dass es so lange her war, seit sie sich so ungeheuer lebendig gefühlt hatte. Die Feigheit der Deserteure widerte sie an; sie verstand nicht, weshalb sie den Kampf nicht fortsetzten. Doch sie hatte auch weniger zu verlieren. Die Franzosen erinnerten sich immer noch daran, dass sie ein Drittel ihrer jungen Männer dem Ersten Weltkrieg geopfert hatten, und ein Volk von Witwen und Waisen wollte kein weiteres Blutvergießen. Virginia allerdings beabsichtigte, bis zum Ende durchzuhalten, egal, wohin das Kriegsgeschehen sie verschlagen sollte. Sie war bereit, jedes Risiko einzugehen und allen Gefahren die Stirn zu bieten. Der totale Krieg gegen das Dritte Reich konnte ihr paradoxerweise vielleicht eine letzte Hoffnung auf persönlichen Frieden bieten.

Doch selbst das war nichts im Vergleich zu dem, was ihr noch bevorstehen sollte in einem Leben, das sich zu einem homerischen Epos von Abenteuer, Aktion und unfassbarem Mut entwickeln würde. Virginia Halls Einsatz in Frankreich im Sommer 1940 war nur das erste Lehrjahr eines Himmelfahrtskommandos gegen die Tyrannei der Nazis und deren Marionetten in Frankreich. Zu einer Zeit, als Frauen im Kontext von Heldentum so gut wie nicht vorkamen und ihre Mitwirkung am Kampfgeschehen sich auf das Unterstützende und Palliative beschränkte, leistete sie Pionierarbeit in einer waghalsigen Rolle, in der es um Spionage, Sabotage und Subversion hinter feindlichen Linien ging. Zu einer Zeit, als

von Frauen nichts weiter erwartet wurde, als hübsch auszusehen, gehorsam zu sein und den Männern die wichtigen Aufgaben zu überlassen. Zu einer Zeit, als behinderte Frauen – und auch Männer – ans Haus gefesselt waren und oft ein beengtes, unbefriedigendes Leben führten. Die Tatsache, dass eine junge Frau, die unter tragischen Umständen ihr Bein verloren hatte, die größten Restriktionen durchbrach und Vorurteile und sogar Feindseligkeiten überwand, um die Alliierten dabei zu unterstützen, den Zweiten Weltkrieg zu gewinnen, ist erstaunlich. Und geradezu unglaublich ist es, dass über eine Untergrundkämpferin ihres Formates bis heute so wenig bekannt ist.

Doch vielleicht hat Virginia es genau so gewollt. Sie wirkte im Verborgenen, und dort war sie am glücklichsten. Selbst für ihre engsten Verbündeten in Frankreich war es, als hätte sie kein Zuhause, keine Familie oder Clique, sondern nur den brennenden Wunsch, die Nazis zu besiegen. Sie kannten weder ihren richtigen Namen noch ihre Nationalität und wussten auch nicht, wie es dazu kam, dass sie in ihrer Mitte auftauchte. Da sie ständig ihr Erscheinungsbild und ihr Verhalten änderte, in den unterschiedlichsten Landstrichen Frankreichs ohne Vorankündigung auftauchte, um genauso plötzlich wieder zu verschwinden, blieb sie während des ganzen Krieges und in gewisser Weise auch danach ein Mysterium. Selbst jetzt noch brauchte es drei volle Jahre detektivischer Arbeit, um ihre Geschichte aufzuzeigen. Meine Nachforschungen haben mich von den National Archives in London über die Akten der *Résistance* in Lyon in die Fallschirmabwurfgebiete in der Haute-Loire bis zu den Gerichts dossiers von Paris und sogar in die mit weißem Marmor getäfelten Korridore des CIA-Hauptquartiers in Langley geführt. Bei meiner Suche wurde ich zunächst durch neun Sicherheitsfreigabestufen geschleust, bis ich schließlich im Herzen der heutigen amerikanischen Spionagewelt landete. Ich habe mich mit einem ehemaligen Mitglied der britischen Sondereinsatzkräfte und mit ehemaligen Geheimdienstoffizieren beiderseits des Atlantiks darüber unterhalten, welcher Druck auf Menschen lastet, die in feindlichem Territorium operieren. Ich habe Akten aufgespürt, die verschwunden waren, und festgestellt, dass andere mysteriöserweise noch immer verloren oder nicht auffindbar sind. Ich habe Tage damit zugebracht, Diagramme zu zeichnen, um Dutzende von Decknamen mit ihren zahlreichen Einsätzen abzugleichen; Monate, um noch erhaltenen Auszügen jener seltsamerweise

»verschwundenen« Unterlagen nachzujagen; Jahre, um vergessene Dokumente und Memoiren auszugraben. Natürlich haben die besten Guerillaführer nicht die Absicht, spätere Historiker um fünf Uhr morgens mit perfekten Aufzeichnungen über ihre nächtlichen Missionen zu beglücken, und die Berichte, die tatsächlich existieren, sind oft Stückwerk oder widersprüchlich. Wo immer möglich, habe ich mich an die Version der Vorfälle gehalten, welche mir von Menschen erzählt wurden, die am engsten mit den Agenten zu tun hatten. Manchmal hatte ich allerdings den Eindruck, als spielten Virginia und ich immer noch unser persönliches Katz-und-Maus-Spiel; als ob sie auch aus dem Grab heraus, in dem sie nun liegt, noch immer »keine Lust« hätte, über ihre Arbeit zu sprechen.

In ihrer verborgenen Welt, als praktisch ganz Europa von der Nordsee bis zur russischen Grenze unter der Knute der Nazis stand, war Vertrauen ein unerschwinglicher Luxus. Geheimnisumwittert zu sein war ebenso wichtig wie eine gut versteckte Pistole. Dennoch: In einer Zeit, in der die Welt abermals in Richtung Spaltung und Extremismus zu kippen droht, ragt Virginias Beispiel einer grenzüberschreitenden Kameradschaft im Streben nach einem höheren Ideal heute mehr heraus denn je.

Regierungen haben es mir auch nicht gerade leicht gemacht, die Lücken zu schließen. Zahlreiche relevante Dokumente werden für eine spätere Generation immer noch unter Verschluss gehalten, auch wenn es mir dank der unschätzbaren Hilfe zweier ehemaliger Geheimdienstmitarbeiter gelungen ist, einige davon für mich loszueisen. Weitere Unterlagen wurden in den 1970er Jahren bei einem verheerenden Brand im Französischen Nationalarchiv vernichtet und haben in den offiziellen Aufzeichnungen eine nicht zu schließende Lücke gerissen. Berge von Unterlagen in der National Archives and Records Administration (NARA) in Washington, D. C. sind offenbar verlegt oder vielleicht auch falsch abgeheftet worden; hinzu kommt, dass eine hilfreiche Liste der Dokumente bei einem Umzug von einem in ein anderes Gebäude offensichtlich übersehen wurde. Nur fünfzehn Prozent der Originalunterlagen der Special Operations Executive (SOE), des britischen Geheimdienstes, für den Virginia von 1941 bis 1944 arbeitete, haben überlebt. Doch trotz dieser Herausforderungen und der verschlungenen Wege in dunkle, verborgene Kanäle hat mich Virginias Geschichte nicht ein einziges Mal enttäuscht: Vielmehr hat sie sich als außergewöhnlicher, ihre Charaktere als lebendiger und ihre Bedeutung als größer erwiesen, als ich

mir hätte vorstellen können. Sie hat dazu beigetragen, die Spionage und die Einstellung zu Frauen im Kriegsgeschehen – sowie auch den Ablauf der Kampfhandlungen in Frankreich – ein für alle Mal zu verändern.

Virginias Feinde waren todbringender, ihr Handeln wagemutiger als die erfundenen Geschichten mancher Hollywood-Blockbuster. Und doch ist die schier unglaubliche Geschichte wahr und Virginia eine Heldin aus Fleisch und Blut, die auch dann noch unbeirrt weitermachte, als alles verloren schien. Die unbarmherzige Welt der Täuschung und Intrige, die sie bewohnte, könnte Ian Fleming zur Erschaffung von James Bond bewogen haben, nur dass Virginia tatsächlich die ultimative Spionin war. Auch wenn sie genauso skrupellos und gerissen agierte wie der fiktive Special Agent Bond, war sie sich doch der Notwendigkeit bewusst, sich nahtlos einzufügen und Abstand von Freund und Feind zu halten. Während alle internationalen Schurken James Bond beim Namen kannten, schlüpfte sie unerkannt zwischen ihren Feinden durch. Während Bond einen schicken Aston Martin fuhr, war sie mit dem Zug, mit der Straßenbahn oder – ungeachtet ihrer Behinderung – auch zu Fuß unterwegs. Während Flemings Held scheinbar mühelos an die Spitze aufstieg, musste Virginia um jeden Millimeter Anerkennung und Autorität kämpfen. Dieser Kampf machte sie zu dem Menschen, der sie wurde, zu einer Person, die das Leben im Geheimen nicht nur irgendwie überstand, sondern erfolgreich führte, während viele daran zerbrachen, die auf den ersten Blick viel besser für diese Aufgabe geeignet schienen. So verwundert es nicht, dass der heutige Chef des britischen Geheimdienstes MI6 verraten hat, dass er Rekruten sucht, die weder Maulhelden noch Blender sind, sondern die »kämpfen mussten, um im Leben voranzukommen«².

Virginia war ein Mensch wie wir alle, mit all den, wenn nicht sogar mehr – Fehlern, Ängsten und Unsicherheiten; doch sie haben ihr geholfen, sich in ihre Feinde hineinzusetzen. Nur einmal haben ihre Instinkte sie tatsächlich im Stich gelassen, und das hatte katastrophale Konsequenzen. Meistens jedoch besiegte sie ihre Dämonen und gewann im Lauf der Zeit das Vertrauen, die Bewunderung und letztendlich die Dankbarkeit von Tausenden. Virginia zu begegnen bedeutete, sie nie mehr zu vergessen. Bis zu dem Augenblick, als sie sich in den 1960er Jahren aus ihrem Nachkriegs-Berufsleben bei der CIA zur Ruhe setzte, war sie immer ihrer Zeit voraus gewesen und hat uns auch heute noch viel zu sagen.

Auch heute noch gibt es heftige Kontroversen, wenn es um Frauen geht, die Seite an Seite mit Männern an der Front kämpfen; dabei hat Virginia bereits vor fast acht Jahrzehnten Männer befehligt, tief in feindlichem Territorium. Sechs Jahre lang erlebte sie den Zweiten Weltkrieg so hautnah wie nur sehr wenige Amerikaner. Immer wieder setzte sie ihr Leben aufs Spiel – nicht aus einem glühenden Nationalismus für ihr eigenes Land, sondern aus Liebe und Respekt vor der Freiheit eines anderen. Sie sprengte Brücken und Tunnel in die Luft, trickste und schacherte und hatte wie 007 eine Lizenz zum Töten. Was sie anstrebte, war eine auf Propaganda und Täuschung basierende, sehr moderne Form der Kriegsführung und die Formierung eines Feindes im Inneren – Techniken, die uns heutzutage zunehmend vertrauter sind. Doch sie verfolgte damit noble Ziele: Sie wollte schützen und nicht zerstören, die Freiheit wiederherstellen und nicht abschaffen. Sie strebte nicht nach Ruhm oder Ehre, allerdings wurde ihr auch weder das eine noch das andere gewährt.

Dieses Buch ist keine militärische Schilderung der Schlacht um Frankreich und auch keine Analyse der sich verlagernden Formen von Spionage oder der sich wandelnden Rolle von Sondereinheiten, obwohl dies alles den dramatischen Hintergrund für Virginias Geschichte bildet. Es ist vielmehr der Versuch aufzuzeigen, wie eine einzelne Frau tatsächlich dazu beigetragen hat, den Lauf der Geschichte zu wenden. Wie Widrigkeiten, Ablehnung und Leid sich in entschlossenes Handeln und letztendlich in Triumph verwandeln können, und dies sogar vor der Kulisse eines grauenvollen Konflikts, der seinen langen Schatten bis in unser heutiges Leben wirft. Wie Frauen aus dem Konstrukt konventioneller Weiblichkeit heraustreten und sich allen Stereotypen widersetzen können, wenn sie nur die Möglichkeit dazu bekommen. Und wie die schrecklichen Umstände eines Krieges paradoxerweise Chancen eröffnen können, die im normalen Leben verschlossen bleiben.

Natürlich war Virginia, die für britische und amerikanische Geheimdienste arbeitete, nicht auf sich allein gestellt. Ihre Unterstützer, darunter Ärzte, Prostituierte, Bäuerinnen, Lehrer, Buchhändler und Polizisten, sind ebenfalls in Vergessenheit geraten, haben für ihren Heldenmut jedoch oft einen hohen Preis bezahlt. Mochte das, was sie für die Sache getan haben, zum Teil von hehrer Romantik und Idealen bestimmt gewesen sein, so war ihnen durchaus bewusst, dass ein Scheitern oder eine

Gefangennahme einen einsamen und grausamen Tod bedeutete. Einige der korruptesten und schrecklichsten Gestalten des Dritten Reiches hatten sich auf Virginia und ihre Netzwerke eingeschossen und trachteten unermüdlich danach, sie und mit ihr die ganze Bewegung auszumerzen, die mit ihrer Hilfe gegründet worden war. Doch als 1944 die Stunde der Befreiung für Frankreich schlug, hielten die geheimen Armeen, die sie ausgerüstet, ausgebildet und manchmal auch geführt hatte, stand und halfen, einen vollständigen und endgültigen Sieg für die Alliierten herbeizuführen. Aber selbst das reichte ihr nicht.

KAPITEL 1

Der Traum

Mrs Barbara Hall hatte alles genau geplant. Sie hatte ihre einzige Tochter und jüngstes Kind, Virginia, geboren am 6. April 1906, in der Erwartung großgezogen, sie werde eine gute Partie machen. Als ehrgeizige junge Sekretärin hatte Barbara im vergangenen Jahrhundert selbst das große Los gezogen, als sie ihren Chef Edwin Lee Hall (genannt Ned), einen wohlhabenden Bankier und Kinobesitzer aus Baltimore heiratete, und sie wollte nie mehr einen Blick zurückwerfen. Seit ihrem steilen sozialen Aufstieg in die eleganten Zirkel der Ostküste war sie, zumindest in den Augen ihrer eigenen Familie, »hochnäsig« geworden. Zwar hatte sich Neds Vater John W. Hall in jungen Jahren auf einem der Segelschiffe der Familie abgesetzt, später aber eine reiche Erbin geheiratet und war Vorstandsvorsitzender der First National Bank geworden. Johns Bruder, Virginias Großonkel Robert, war der größte Grande des exklusiven Maryland Jockey Clubs. Barbara sah, in welchem Luxus die alten Halls lebten – die Eingangshalle des prächtigen Stadthauses in Baltimore soll angeblich so groß gewesen sein, dass eine Kutsche mit Pferd darin wenden konnte –, und das wollte sie auch für sich. Doch zu Barbaras großer Enttäuschung war es Ned nicht gelungen, das Familienvermögen zu erhalten, geschweige denn zu vermehren, und nun fielen ihre Wohnverhältnisse entsprechend bescheidener aus. Boxhorn Farm, Neds und Barbaras Landhaus in Maryland, war zwar vornehm, hatte aber keine Zentralheizung, und das Wasser wurde aus einem Fluss ins Haus gepumpt. Ihre Wohnung im Zentrum von Baltimore war zwar elegant, aber nur gemietet. Es war an Virginia, die Familie durch eine Geldheirat wieder auf den einstigen gesellschaftlichen Status der Halls zu hieven.

In Virginias altem Leben hatte Barbara mit mütterlichem Wohlwollen

beobachtet, wie junge Verehrer ihrer Tochter den Hof machten. Bevor Virginia ihr Bein verlor, war ihre Attraktivität so augenfällig, dass ihre Freundinnen in der vornehmen, privaten Roland Park Country School sie nur »Donna Juanita« nannten. Sie war groß und schlaksig, mit funkelnden nussbraunen Augen und einem unwiderstehlichen Lächeln – wenn sie denn geruhte, es zu zeigen –, und stellte mit ihrem außergewöhnlich temperamentvollen Charakter eine unwiderstehliche Herausforderung für die jungen Verehrer dar, die davon träumten, sie zu zähmen. Virginia empfand für diese Präsentation männlichen Feuereifers jedoch nur Verachtung, und sie unterstrich ihre Unabhängigkeit, indem sie wann immer sie konnte, Männerhosen und karierte Hemden trug. »Ich muss Freiheit haben«, verkündete sie 1924 mit achtzehn Jahren in ihrem Schuljahrbuch, »und zwar mit so viel Freiraum, wie es mir beliebt.« Wenig von dem, was sie sagte oder tat, stand im Einklang mit Mutters großem Vorhaben.

Virginia setzte sich gern über Konventionen hinweg. Sie ging mit einer Flinte auf die Jagd, häutete Kaninchen, ritt ohne Sattel und kam einmal mit einem Armband aus lebenden Schlangen in die Schule. Es lag auf der Hand, dass die furchtlose, junge »Dindy«, wie ihre Familie sie nannte, sich nicht weniger nach Abenteuern sehnte als ihr seetüchtiger Großvater. Selbst wenn dies Verzicht auf Komfort bedeutete. Die Tatsache, dass die Roland Park Country School mit Dickens'schem Nachdruck darauf achtete, dass die Fenster auch bei Minusgraden geöffnet blieben, weshalb die Mädchen mit Mantel, Handschuhen und Hut im Unterricht saßen, scheint sie nicht im Geringsten gestört zu haben.

Dindy beschrieb sich selbst als »streitsüchtig und kapriziös«¹ – eine Einschätzung, die ihre Mitschülerinnen teilten, ungeachtet dessen aber ihr Talent für Organisation und Unternehmungsgeist würdigten. Sie akzeptierten sie als geborene Anführerin und wählten sie zur Klassensprecherin, Chefredakteurin, Mannschaftskapitänin und sogar zur »Klassenprophetin«. Ihr älterer Bruder John studierte Chemie an der Universität von Iowa und arbeitete anschließend, wie es sich gehörte, im Unternehmen seines Vaters, was seit seiner Geburt auch so vorgesehen war. Im Gegensatz zu ihm hatte Virginia Spaß daran, Neuland zu erkunden, und sie ermunterte ihre Klassenkameradinnen, nicht weniger als das Unerwartete von ihr zu erwarten. Bei ihren Mitschülerinnen genoss sie den

Ruf, am »originellsten« von allen zu sein – eine Auszeichnung, die ihr offensichtlich gefiel –, und sie gab zu, dass sie danach strebte, »ihrem Ruf stets gerecht zu werden«². Während Ned dieser individualistischen Perspektive mit Nachsicht begegnete, sah Barbara das vollkommen anders. Mrs Hall versteifte sich darauf, dass ihre Tochter ihre Abenteuerlust dem größeren Ziel eines reichen Ehemanns und mondänen Heims opfern sollte. Im Alter von neunzehn Jahren verlobte sich Virginia brav und schien, wie viele andere Damen der Gesellschaft, die in den 1920er Jahren volljährig wurden, auf ein eingeschränktes Leben am heimischen Herd zuzusteuern.

Mochte ihr gut betuchter Verlobter in den Augen ihrer Mutter auch noch so qualifiziert sein, gingen sein Anspruchsdenken und seine Seitensprünge Virginia gehörig gegen den Strich. Ja, damals wurde von jungen »Damen« wie Virginia tatsächlich erwartet, sich den Mannsbildern unterzuordnen, doch mit dem Aufkommen der *Flapper*, jenen nach Unabhängigkeit strebenden jungen Mädchen in Baltimore und anderswo, roch die Luft nach Rebellion. Die Flapper waren eine neue Generation junger Frauen, die die Regeln der Prohibition brachen und ihre Altvorderen empörten, als sie sich die Haare kurz schnitten, rauchten und zu Jazzmusik tanzten. Sie lehnten die einseitigen Beschränkungen in einer traditionellen Ehe ab und übernahmen eine aktivere Rolle in der Politik, nicht zuletzt, nachdem den amerikanischen Frauen 1920 (nach einem Jahrhundert Protest) das Wahlrecht zugestanden worden war. Virginia sah sich in ihrer Umgebung um: Das häusliche Leben war bedrückend, die Welt da draußen jedoch verhieß verlockende, unbekannte Freiheiten. Und so kam es, dass sie ihren sichtlich entrüsteten Verlobten abservierte. (Ihre Entscheidung sollte sich als richtig herausstellen, denn in der Folge gingen wohl drei unglückliche und ehebrecherische Verbindungen auf sein Konto.)

Virginia mochte den überbordenden Ehrgeiz von ihrer Mutter geerbt haben, doch sie konzentrierte diesen auf ihr zukünftiges Berufsleben und darauf, die Welt zu entdecken, statt sich einen nichtsnutzigen, wenn auch noch so wohlhabenden Ehemann zu angeln. Barbara hatte in ihrer Jugend praktisch nur die Wahl gehabt, Sekretärin zu werden. Im späten neunzehnten Jahrhundert standen einer alleinstehenden Frau mit bescheidenem Vermögen nur wenige Alternativen offen. Sie war verwundert über den Wunsch ihrer Tochter, eine Arbeitsstelle weitab von ihrem Zuhause anzutreten, statt ein sorgenfreies Leben im Hafen der Ehe zu

führen. Doch Virginias regelmäßige Familienreisen in der Kindheit nach Europa und der Einfluss ihrer adretten deutschen Nanny hatten in ihr die Sehnsucht nach unabhängigem Reisen geweckt. In der Schule hatte sie ein besonderes Talent für Fremdsprachen bewiesen, und nun träumte sie davon, diese anzuwenden und Botschafterin zu werden, weil sie, wie sie es formulierte, »interessante« Leute kennenlernen wollte. Dass derlei hohe Positionen bislang Männern vorbehalten waren, beeindruckte sie offenbar nicht. Dindy war entschlossen, sich in einer Männerwelt als ebenbürtig zu behaupten, und was das betraf, war es ihr Vater (der in sie vernarrt war und zu dem sie eine ungewöhnlich enge Beziehung pflegte), der ihr die Erlaubnis gab, die folgenden sieben Jahre an fünf angesehenen Universitäten zu studieren.

Begonnen hatte sie 1924 am Radcliffe College (heute Teil der Harvard University) in Cambridge, Massachusetts, doch dort langweilte sie die Blaustrumpf-Atmosphäre, und so wechselte sie 1925 an das großstädtischere Barnard College in Manhattan, wo sie mit Begeisterung die Broadway-Theater frequentierte. Trotzdem vergaß sie nicht, dass man von ihr erwartete, nun schleunigst einen anderen, passenden Ehemann an Land zu ziehen, nachdem sie bereits einen Verehrer hatte abblitzen lassen. Das gelang ihr allerdings nicht. Und ebenso wenig konnte Virginia ihre Dozenten beeindrucken, die sie zu einer »durchschnittlichen Studentin« deklarierten, die sich weder am Campusleben beteiligte noch beim Sportunterricht sehen ließ. Französisch und Mathe waren ihre Lieblingsfächer (sie hasste Latein und Theologie), doch obwohl sie mit »guten Leistungen« abging, lagen ihre Noten überwiegend bei »befriedigend«, und sie verließ das College ohne Abschluss. Ihr war klar, dass sie einen College-Abschluss brauchte, wollte nun aber unbedingt ihr Leben in der realen Welt beginnen. Barnard war für sie vielleicht immer noch zu sehr wie zu Hause, um dort erfolgreich zu sein.

Paris lockte mit einem weiteren Horizont, und so versuchte sie, ihre Eltern zu überzeugen, dass sie bessere Leistungen erbringen würde, wenn man sie nur nach Übersee gehen ließe. Wie für so viele gut situierte Amerikaner von der Ostküste vor und nach ihr war die französische Hauptstadt auch für Virginia das mondäne Tor zur Freiheit. Woche für Woche schifften sich Hunderte junger Amerikaner mit Ozeandampfern der Cunard Line nach Europa ein. Von dort aus schrieben sie in ihren Briefen

von den modebewussten Frauen in Paris – den *garçonnes* –, von denen geradezu erwartet wurde, unabhängig, sportlich und androgyn zu sein, zu arbeiten und zu lieben, wen und wie es ihnen gefiel. Und so machte sich die zwanzigjährige Virginia 1926 ebenfalls auf die andere Seite des Atlantiks auf, außer Reichweite der zermürbenden Missbilligung ihrer Mutter, und schrieb sich an der *École Libre des Sciences Politiques* an der Rive Gauche der Stadt ein. Auf dem Höhepunkt der *Années Folles* – während in Amerika Prohibition und Rassentrennung herrschte – entdeckte sie eine aufregend vielfältige Kunst-, Literatur- und Musikszene, die Schriftsteller wie F. Scott Fitzgerald, Gertrude Stein oder Ernest Hemingway magisch anzog und auch die legendäre Tänzerin Josephine Baker (berühmt geworden durch ihre Charleston-Aufführungen in den Folies Bergère und später für ihre Tätigkeit in der *Résistance*). In den Cafés von Saint-Germain und den Jazzclubs auf dem Montmartre lernte Virginia Schauspielerinnen, Rennfahrer, Intellektuelle und angehende Politiker kennen. Die abenteuerlustige junge Frau aus Baltimore rauchte, trank, tanzte mit allen und war weitaus interessierter an dem, was sie von ihren schillernden neuen Freunden lernte, als von ihren Lehrern. Hier fühlte sie sich endlich frei, sie selbst zu sein.

Dieses ungebundene Leben setzte sich fort, als sie im Herbst 1927 an die Konsularakademie nach Wien ging, um Sprachen, Wirtschaft und Pressewesen zu studieren. Im Gegensatz zu ihrer Zeit in New York kam sie gut zurecht, erreichte die notwendigen Zensuren mit minimalem Aufwand und fand nebenbei noch genügend Zeit, die wilde Partyszene der Stadt in vollen Zügen zu genießen. Die hochgewachsene, feingliedrige Virginia, nun auch elegant nach der neuesten europäischen Mode gekleidet, wurde von vielen Männern umschwärmt, besonders von Emil, einem gut aussehenden polnischen Armeeeoffizier, der sie auf romantischen Spaziergängen am Donauufer begleitete. Er bewunderte sie als Freigeist und eroberte so ihr Herz wie niemand zuvor. Doch ihr Vater (wohl angestachelt von Barbara) nahm Anstoß an dessen ungewisser Herkunft und am Ansinnen seiner Tochter, in Europa zu bleiben, und so verbot er ihr, Emil wiederzusehen. Obwohl sie tiefunglücklich war, gehorchte die sonst so willensstarke Virginia ihrem geliebten Ned (wie sie ihn nannte) und löste die inoffizielle Verlobung. Eine Zeit lang bewahrte sie noch ein Foto von Emil auf, aber das war alles, was sie an Unabhängigkeit aufbrachte. Sie sah ihren Geliebten nie wieder und fand später heraus, dass er wahrscheinlich im Frühling 1940

ums Leben gekommen war, als die russische Geheimpolizei im Zweiten Weltkrieg Tausende polnische Offiziere kaltblütig hingerichtet und in Massengräbern im Wald von Katyn verscharrt hatte.

Nachdem Virginia sich von ihrem Liebeskummer erholt hatte, kehrte sie als eine andere Frau nach Hause zurück, als sie es 1926 bei ihrer Abreise nach Europa gewesen war. Im Gepäck hatte sie nicht nur endlich einen Abschluss, sondern auch den brennenden Glauben an die Emanzipation der Frau. Jene drei unbeschwerten Jahre hatten ihr eine tiefe und dauerhafte Liebe zu Frankreich und die Freiheiten eingeflößt, die dessen Bürger ihr gewährt hatten. Dank dieser Leidenschaft war sie in der Lage, die kommenden Grausamkeiten auszuhalten, und ihr Leben für die Verteidigung der Nation aufs Spiel zu setzen, die sie als ihr »zweites Land« bezeichnete. Außerdem hatte sie ihren Fundus von fünf Fremdsprachen verbessert: Französisch und Deutsch, die am nützlichsten waren, aber auch Spanisch, Italienisch und Russisch, auch wenn sie ihren gedehnten amerikanischen Akzent nie abschütteln konnte. Sie war ungewöhnlich sattelfest in Sachen Kultur, Geografie und vor allem Politik. In ihrer Zeit in Wien sah sie Gruppen von Faschisten, die bei blutigen, politischen Unruhen den Sieg davontrugen. Bei Ausflügen über die Grenze erlebte sie, wie Hitlers Nationalsozialistische Partei auf sein Versprechen hin, Deutschland an erste Stelle zu setzen, rasch an Popularität gewann und sich seine Kundgebungen in Nürnberg zu massiven nationalistischen, paramilitärischen Machtdemonstrationen entwickelten. Schon 1925 hatte der Diktator Benito Mussolini im benachbarten Italien der Demokratie an sich den Krieg erklärt und seither einen Polizeistaat aufgebaut. Virginia hatte also selbst erlebt, wie am Horizont die dunklen Wolken des Nationalsozialismus aufzogen. Der Friede in Europa und Virginias faszinierendes »*belle vie de Paris*« waren da schon bedroht.

Im Juli 1929 kehrte Dindy auf die Boxhorn Farm nach Maryland zurück, kurz bevor ein Großteil des noch vorhandenen Familienvermögens im Börsencrash an der Wall Street und in der anschließenden Great Depression vernichtet wurde. Ihr Bruder John verlor seine Arbeitsstelle in dem nun angeschlagenen Familienunternehmen der Bau- und Finanzbranche, und die allgemein gedrückte Stimmung hat sich offenbar auf das Französisch- und Wirtschaftsstudium Virginias an der George Washington University in Washington, D. C. ausgewirkt. Sie nahm nur sporadisch an den Vorlesungen

teil, doch ihre Zensuren genügten den Anforderungen, um sich beim Außenministerium als Berufsdiplomatin zu bewerben, was immer noch ihr Wunschtraum war. Mit dem Selbstvertrauen der Jugend plus ihren Sprachkenntnissen und ihrer umfangreichen akademischen Ausbildung ging sie davon aus, die notwendige Aufnahmeprüfung zu bestehen. Die Tatsache, dass es unter den tausendfünfhundert Mitarbeitern im diplomatischen Dienst nur sechs Frauen gab, hätte ihr eine Warnung sein sollen. Die Ablehnung kam schnell und brutal. Anscheinend war die diplomatische Führungsetage nicht gewillt, Frauen in ihren Reihen aufzunehmen, erzählte sie ihrem Freund Elbridge Durbrow, doch sie weigerte sich, die Niederlage hinzunehmen und beabsichtigte, »durch die Hintertür hineinzukommen«³.

In der Zwischenzeit versuchte sie, ihren Vater zu unterstützen, der von einer geschäftlichen Katastrophe in die nächste schlitterte, sich angesichts der vielen Menschen in Not quälte und nun selbst mit dem Ruin rechnen musste. Am 22. Januar 1931, als er aus seinem Büro in der Innenstadt von Baltimore trat, erlitt er einen Herzstillstand, brach auf dem Bürgersteig zusammen und starb ein paar Stunden später. Sein Tod mit nur neunundfünfzig Jahren war ein grausamer Schlag für die Familie und traf Virginia vielleicht am schlimmsten. Ned hatte einen Narren an seiner wagemutigen Dindy gefressen, sich gegenüber ihren Vorlieben für traditionell männliche Freizeitvergnügen, wie etwa die Jagd, nachsichtig gezeigt und seiner Tochter sogar eine eigene Flinte gekauft. Nun war er fort und mit ihm ein Großteil des Geldes. Um Kosten zu sparen, zogen John, dessen Frau und die beiden Kinder zu Barbara auf die Boxhorn Farm, und von Virginia wurde erwartet, dass sie nun zusammen mit ihnen ein beschauliches Leben führte. Ein so klaustrophobisches Miteinander hielt sie allerdings nur eine gewisse Zeit lang durch, und bald schickte sie wieder Bewerbungen los. Nach sieben Monaten, die sie zu Hause festsäß, war Virginia im August 1931 wieder auf dem Weg nach Warschau, wo sie es kaum erwarten konnte, in der amerikanischen Botschaft eine Stelle als Büroangestellte anzutreten. Dafür bekam sie zweitausend Dollar jährlich – ein respektables Gehalt (ein Drittel über dem mittleren amerikanischen Haushaltseinkommen auf dem Höhepunkt der Depression, als viele Familien am Existenzminimum lebten). Endlich hatte sie es auch aus Baltimore heraus- und in die Reihen des diplomatischen Diensts

hineingeschafft, doch trotz ihrer diversen Studienabschlüsse und ihrer hohen Erwartungen nur – wie ihre Mutter – als Sekretärin.

Dennoch machte Virginia sofort einen guten Eindruck, denn sie erledigte ihre Aufgaben – das Verschlüsseln und Entschlüsseln von Telegrammen, die Bearbeitung der Post und der Diplomatenvisa sowie die Berichterstattung zur zunehmend gespannten politischen Situation nach Washington – mit Fingerspitzengefühl und Eigeninitiative. Warschau war eine pulsierende Stadt mit der europaweit größten jüdischen Gemeinde. Doch Polen (erst seit dem Ende des Ersten Weltkrieges ein unabhängiger Staat) befand sich gefährlich eingeklemmt zwischen den beiden Muskelmächten Deutschland und Russland, und seine Zukunft war ungewiss. Es war eine lehrreiche Zeit und ein lehrreicher Ort, und Virginias Sympathie für die Polen wurde durch die Erinnerungen an ihre Liebesaffäre mit Emil zweifellos verstärkt. Gut möglich, dass sie durch ihr Training im Kodieren auch einen ersten, aufregenden Einblick in die Welt der Geheimdienste bekam. Jedenfalls hatte sie das Gefühl, dass ihre umfangreiche akademische Ausbildung und ihre Erfahrung an einem Platz hinter der Schreibmaschine vergeudet waren. Und so bat sie ein Jahr später ihre Vorgesetzten – darunter auch ihren Freund Elbridge, der nun ihr Vizekonsul war –, ihren Antrag zu unterstützen, die Aufnahmeprüfung für das diplomatische Korps zu wiederholen. Besonders zuversichtlich war sie hinsichtlich der mündlichen Prüfung, bei der sie sich schon beim ersten Mal mit hundert Prozent als herausragende Kandidatin erwiesen hatte. Virginia wusste, dass sie im persönlichen Gespräch am besten überzeugen und beeindrucken konnte. Doch mysteriöserweise tauchten die Fragen für ihre mündliche Prüfung nie auf, und so verpasste sie die Abgabefrist für den Antrag. Gerade als sie glaubte, kurz vor der Aufnahme ins Herz des Außenministeriums zu stehen, wurde sie abermals an dessen Rand hinausbefördert.

Frustriert wie sie war, bewarb sie sich sieben Monate später um eine Versetzung in die Türkei nach Smyrna (dem heutigen Izmir), – das wegen seiner Nähe zu den Lagunen und den Salzwiesen des Gediz-Deltas sowie der berühmten Pelikane und Flamingos offenbar ein perfekter Arbeitsplatz für jemanden wie sie schien, die das Leben draußen in der Natur liebte. Als sie im April 1933 dort eintraf, stellte sie fest, dass ihre offiziellen Pflichten nicht umfangreicher waren als in Warschau, und tatsächlich war Smyrna von geringerem strategischem Interesse. Dennoch war es genau dieser Ort, an

dem eine abenteuerlustige, wenn auch vielleicht noch etwas naive junge Frau zu einer Persönlichkeit von außergewöhnlicher innerer Stärke geformt wurde; hier war es, wo das Schicksal zuschlugen und ihr Leben auf den Kopf stellen sollte. Was hier geschah, wo der Fluss Gediz in die glitzernde Ägäis mündet, sollte die Zukunft einer fernen Nation in einem Weltkrieg prägen helfen, der noch sechs Jahre entfernt war.

Kurz nach ihrer Ankunft begann Virginia mit der Organisation von Schnepfenjagden im Marschland für ihre Freunde. Der Freitagmorgen des 8. Dezembers begann klar und mild, als sie sich wieder einmal auf einen sportlichen Tag vorbereitete und ihre geliebte Flinte Kaliber 12 nahm, die ihr verstorbener Vater ihr geschenkt hatte. An jenem Tag gab es viele dieser langschnäbeligen Vögel, und entsprechend groß war die Aufregung in der gleichgesinnten Jagdgesellschaft, obwohl Schnepfen wegen ihres unberechenbaren Flugmusters immer schwierig zu erlegen waren. Vielleicht war es Virginias Ehrgeiz, die Erste zu sein, die einen der gut getarnten Vögel erlegen konnte, weshalb sie abgelenkt war und vergaß, ihre Waffe zu sichern. Was immer es war, jedenfalls stolperte sie, als sie über einen Drahtzaun kletterte, der quer durch das hohe Schilf des Feuchtgebietes verlief. Im Fallen rutschte ihr die Flinte von der Schulter und verfing sich in ihrem knöchellangen Mantel. Sie streckte die Hand aus, um sie zu greifen und schoss sich dabei aus kürzester Distanz eine Schrotladung in den linken Fuß.

Ein blutiges Rinnsal färbte das schlammige Wasser des Deltas um sie herum rot, als sie das Bewusstsein verlor. Es war eine böse Wunde: Die Patrone, die sie abgefeuert hatte, war groß, stumpf und mit kugelförmigem Bleischrot gefüllt, der nun tief in ihrem Fuß steckte. Ihre Freunde versuchten verzweifelt, die Blutung mit einer improvisierten Aderpresse zu stillen, schafften sie zum Auto und rasten zurück in die Stadt ins Krankenhaus. Die Ärzte in Smyrna handelten schnell, und in den folgenden drei Wochen schien sie sich zu erholen und wieder gesund zu werden. Ihre Freunde – und das State Department in Washington – waren erleichtert, als sie erfuhren, dass Virginia in ein paar Monaten wiederhergestellt wäre. Was die Ärzte vor Ort noch nicht erkannten, war, dass die offenen Wunden sich gefährlich entzündet hatten. Kurz vor Weihnachten verschlechterte sich ihr Zustand rapide, weshalb in aller Eile der Leiter des amerikanischen Krankenhauses in Istanbul mit zwei amerikanischen Krankenschwestern

hinzugezogen wurde. Als sie nach vierundzwanzig Stunden Zugfahrt schließlich eintrafen, war Virginias Fuß angeschwollen und wurde schwarz, das faulige Fleisch begann zu stinken, und ihr ganzer Körper wurde von entsetzlichen Schmerzen geschüttelt. Das amerikanische Team erkannte augenblicklich, dass es schlimmer nicht hätte kommen können: Wundbrand hatte eingesetzt, der sich schnell über den Unterschenkel ausbreitete. Damals, in den Zeiten vor Antibiotika, gab es keine wirksame Behandlung, und Virginias Organe drohten zu versagen. Sie war dem Tod nah, als Chirurgen ihr am ersten Weihnachtsfeiertag als letzte lebensrettende Maßnahme das linke Bein unter dem Knie absägten. Sie war siebenundzwanzig.

Die Amputation verlief gut, zumindest in Anbetracht der Umstände. Doch als Virginia wieder zu sich kam, konnte nichts ihre Verzweiflung über den Verlust ihres alten Lebens lindern. Das Konsulat in Izmir kabelte nach Washington, dass »die Büroangestellte Hall sich sehr gut erhole« und vermutlich innerhalb von zwei oder drei Wochen wieder bei Kräften sein werde, auch wenn sie wohl erst viel später ihre Arbeit wieder aufnehmen könne.⁴ Doch in jenen ersten Tagen konnte Virginia sich keine für sie erträgliche Zukunft vorstellen. Ihr Leben hatte sich nun auf ein Bett im Krankenhaus reduziert und – am allerschlimmsten – auf das Mitleid anderer. Und wie sollte sie diese Nachricht ihrer Mutter beibringen, die sie nie so weit von zu Hause hatte fortlassen wollen und die schon ihren geliebten Ned verloren hatte? Wie durch ein Kaleidoskop mentaler Bilder sollte Virginia für den Rest ihres Lebens die Ereignisse jenes schicksalhaften Tages immer wieder durchleben und sich für ihre Unachtsamkeit bestrafen.

Der amerikanische Konsul Perry George kabelte nach Washington und bat darum, einen höheren Beamten zu Mrs Hall zu schicken, der sie »so taktvoll wie möglich« über Virginias Unfall in Kenntnis setzen sollte. Wie Virginia befürchtet hatte, war Barbara untröstlich, als sie die verheerenden Nachrichten über ihre Tochter erfuhr. Bald berichteten die Zeitungen von der Tragödie, doch auch die darauf folgende öffentliche Anteilnahme konnte Barbara kaum trösten, die gelähmt vor Angst war, nun womöglich auch noch ihr jüngstes Kind zu verlieren. Erst am 6. Januar erhielt sie die Nachricht aus Izmir, dass Virginia nun allem Anschein nach außer Lebensgefahr war. Der amerikanische Arzt, erleichtert, dass seine Patientin nun über den Berg war, kehrte nach Istanbul zurück.

Elf Tage später schrillten abermals die Alarmglocken. Eine neue Infektion war aufgetreten, offenbar eine Sepsis, eine lebensbedrohliche Blutvergiftung. Abermals kämpften die einheimischen Ärzte verbissen um Virginias Leben. Um ihr Knie zu retten, injizierten sie geheimnisvolle Seren, während sie stündlich mit den Amerikanern in Istanbul in telefonischem Kontakt standen. Auch mit den modernen, medizinischen Möglichkeiten von heute wäre ihr Zustand kritisch gewesen, doch damals waren ihre Überlebenschancen außerordentlich gering. Die Schmerzen, wenn die Schwestern täglich die eitrigen Verbände an ihrem Stumpf wechselten, waren fast unerträglich, und oft raste ihr Herz unkontrollierbar.

Eines Nachts, als Virginia durch die Infektion im Delirium lag, hatte sie, wie sie später beschrieb, eine Vision, die sie wachrüttelte. Obwohl der Rest ihrer Familie Tausende Kilometer weit von ihr entfernt war, erschien ihr verstorbener Vater mit einer einfachen Botschaft an ihrem Krankenbett. Ned forderte sie auf, nicht aufzugeben, es »sei ihre Pflicht weiterzuleben«, und er würde sie nur dann zu sich holen, wenn sie ihre Schmerzen wirklich nicht mehr aushalten könne. Obwohl Virginia eigentlich nicht religiös war, glaubte sie tatsächlich, dass Ned zu ihr gesprochen hatte. Seine Worte blieben als starke Kraft bestehen, und über die Jahre sprach sie oft davon, wie er sie ermahnt hatte, um ihr Leben zu kämpfen.⁵ Und so trug sie den ersten, wenn auch nicht den letzten großen Kampf um ihr Leben praktisch allein aus, vielleicht abgesehen von einem Geist. Sollte sie diese entsetzlichen Qualen überleben, dachte sie, dann konnte sie bestimmt alles ertragen, was das Leben noch von ihr abverlangen würde. Ihrem Vater zuliebe würde sie nicht zulassen, dass ihr großer Fehler ihr dabei in die Quere käme.

Wie durch ein Wunder überlebte Virginia tatsächlich, und der Konsul, der sie hingebungsvoll täglich im Krankenhaus besuchte, war beeindruckt von ihrer Widerstandskraft. Irgendwann wurde sie zur Rekonvaleszenz in ein moderneres Krankenhaus nach Istanbul verlegt. In den langen, zähen Wochen ihrer Genesung fasste sie den festen Entschluss, sich nicht als Invalidin behandeln zu lassen. Im Mai 1934 ließ sie es sich gegen den Rat ihrer Ärzte und Arbeitgeber nicht nehmen, am Tag nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus wieder zur Arbeit im Konsulat zu erscheinen. Es war eine Entscheidung mit schlimmen Folgen. Die Ärzte vor Ort konnten ihr nur ein ausgesprochen rudimentäres, schlecht sitzendes Holzbein beschaffen, und so war sie auf Krücken angewiesen. Nach monatelanger

Bettruhe erwies sich selbst die kürzeste Strecke als Tortur. In Smyrna gab es kaum Möglichkeiten zur Nachsorge, und die Wundschmerzen waren noch immer schier unerträglich. Dieses eine Mal bedauerte sie es, so weit entfernt von ihrer Heimat zu sein, und die Folge war ein rascher physischer und emotionaler Zusammenbruch. »Dies ist eine Situation, die ich vorhergesehen und zu vermeiden versucht habe, doch Miss Hall war sich der bevorstehenden Schwierigkeiten nicht bewusst«, telegrafierte Konsul Perry nach Washington. »Das Experiment ist für uns alle schmerzhaft gewesen.«⁶

Ein paar Tage danach saß Virginia auf einem Schiff zurück in die Vereinigten Staaten, und einen Monat später, am 21. Juni, traf sie in New York ein, wo ihre Familie am Pier auf sie wartete und zuschaute, wie sie ihnen vorsichtig entgeghumpelte. Sie wurde ins Krankenhaus eingeliefert, um eine Reihe so genannter »Reparaturoperationen« über sich ergehen zu lassen, bei denen ihr die Ärzte aller Wahrscheinlichkeit nach noch mehr von ihrem Bein amputierten, um eine Nekrose zu verhindern und ihr danach eine neue Prothese anpassten. Auch wenn die Prothese für die Verhältnisse der 1930er modern war, handelte es sich um eine klobige Apparatur, die von Lederriemen und einem Mieder um die Taille gehalten wurde.⁷ An heißen Tagen scheuerte das Leder die Haut auf, der Stumpf bekam Blasen und blutete. Obwohl das lackierte Holzbein hohl war, wog es zusammen mit dem Aluminiumfuß stolze dreieinhalb Kilo. Allein sich fortzubewegen, war ein Härtestest, und an ihre geliebten Feldsportarten war nun gewiss nicht mehr zu denken. Schmerzen sollten für den Rest ihrer Tage ihre ständigen Begleiter sein.

Während der Sommermonate auf der Boxhorn Farm brachte Virginia sich wieder das Laufen bei und kämpfte immer noch gegen quälende Infektionen und das ständige Schreckgespenst der Depression. Sie saß gern auf der Veranda und half beim Füttern der Schafe, Pferde und Ziegen. Aber im November 1934 konnte sie es kaum erwarten, wieder an die Arbeit zu gehen und kümmerte sich um eine erneute Versetzung, diesmal nach Venedig, wo sie auf »bessere« Bedingungen hoffte als in der Türkei, ein Land, das mit so vielen schlechten Erinnerungen belastet war, dass sie nie wieder dorthin zurückkehren wollte.

Sie bat nicht um eine Reduzierung ihrer Arbeitsbelastung – und bekam sie auch nicht. Nur gelegentliche Wutausbrüche, oft Anzeichen dafür, dass

jemand mit unerträglichen Frustrationen kämpfte, deuteten für Außenstehende auf ihre Qualen hin. Mit langen Schritten versuchte sie, ihre Behinderung zu verbergen, auch wenn ihr wiegender Gang sogar mit flachen Schuhen, die sie nun tragen musste, besonders dann auffiel, wenn sie müde war. Treppensteigen blieb eine besondere Herausforderung – weshalb Venedig, wie sie noch herausfinden sollte, für eine frisch Amputierte denkbar ungeeignet war.

La Serenissima war eine Stadt für Fußgänger. Mit Grauen betrachtete Virginia die gepflasterten Passagen und die vierhundert, oft mit Treppen versehenen Bogenbrücken über die hundertsiebenundsiebzig Kanäle der Stadt. Schnell fand sie eine geniale Lösung: Ihre eigene Gondel, verziert mit einem prächtigen, goldenen Löwen, würde ihre Kutsche sein. Angelo, ein treu ergebener Venezianer, würde ihr beim Rudern helfen und sie auffangen, wenn das »Meer stürmisch« und sich als »Gefahr für ihre Standfestigkeit« erweisen sollte⁸. Sie entwickelte ein Talent dafür, Leute anzuwerben, die sich von ihrem Charme und ihrem offensichtlichen Mut so beeindruckend ließen, dass sie keine Mühen scheuten, um ihr in einer Notlage zu helfen.

Virginia richtete sich ihre Wohnung in einem historischen Palazzo ein, von deren Balkon sie einen grandiosen Blick über den Canal Grande hatte. Sie fing wieder an, Gäste zu bewirten und nahm dazu oft und gern das feine Porzellan und das Silber der Familie Hall. In der ersten Zeit lud sie auch ihre Mutter für mehrere Monate nach Venedig ein, als sie noch glaubte, zusätzliche Hilfe zu brauchen, zumal ihr Stumpf unter der schwülen venezianischen Hitze »erheblich litt«. Vielleicht waren es die neuerlich aufflammenden Meinungsverschiedenheiten über Virginias Entscheidung, wieder zu arbeiten und noch dazu so weit entfernt von zu Hause, die das Zusammenleben mit ihrer besorgten Mutter als problematisch gestalteten. Jedenfalls sieht es so aus, als wäre Barbara, auch wenn die beiden Frauen einander wirklich mochten, danach anscheinend nie mehr nach Europa gekommen, um ihre Tochter zu besuchen.

Trotz dieser Belastungen beeindruckte Virginia abermals ihre Vorgesetzten im amerikanischen Konsulat, in dem die Mitarbeiter sich um Visa, Reisepässe und Rückführungen amerikanischer Touristen sowie um Zollangelegenheiten für Geschäftsleute kümmerten. Virginia, die unbedingt ihren Wert beweisen wollte, bearbeitete schon bald komplexere oder heikle Aufgaben, die üblicherweise Karrierediplomaten erledigten und nicht

einfache Angestellte wie sie. So vertrat sie sogar den Vizekonsul in dessen Abwesenheit. Ständig beschäftigt zu bleiben, half ihr am besten, ihre trüben Gedanken in Schach zu halten. Der Konsul bemerkte, dass Virginia sich auch an Wochenenden nur selten einen Tag frei nahm und ihrer Behinderung nie erlaubte, ihrer Arbeit im Weg zu stehen. Da sie nun vermutlich nicht mehr heiraten würde, war ihr Berufsleben ihr wichtiger als je zuvor, und sie gab sich größte Mühe, mit den politischen Entwicklungen Schritt zu halten. Entsetzt über den Faschismus, der sich überall um sie herum ausbreitete, sehnte sie sich danach, in die diplomatischen Anstrengungen eingebunden zu werden, ihn zu stoppen.

Dies war eine Zeit der Massenarbeitslosigkeit und bitteren Armut, in der anscheinend nur die Diktatoren, die überall in Europa die Macht an sich rissen, Hoffnung vermitteln konnten. Hitler, bis vor Kurzem noch Ziel selbstgefälliger Geringschätzung seitens der Kommentatoren, die behaupteten, dass er es zu nichts bringen würde, war nun Reichskanzler in Deutschland und wurde von vielen bejubelt; Virginias Gastland Italien war in Wahrheit ein faschistischer Einparteiensstaat unter Mussolini, der von den Schlägertrupps der Schwarzhemden, den *squadristi*, an der Macht gehalten wurde; in Russland herrschte Stalin mit mörderischem Regime. Ein solcher Extremismus (von links und rechts) war anscheinend überall auf dem Vormarsch, gestützt durch Propaganda, Parolen und rücksichtsloser Manipulation der Medien.

In diesen Jahren wurden Wahrheit und Vertrauen Opfer von Angst, Rassismus und Hass. Virginia saß in der ersten Reihe, als das zunehmend zerbrechliche Ideal der Demokratie vergebens nach Verteidigern mit alternativen Antworten suchte. Eine seltene Ausnahme war ihr Heimatland, wo Präsident Franklin Roosevelt im Rahmen des New Deal Nothilfeprogramme auflegte, die verbunden waren mit der Schaffung angemessen bezahlter Arbeitsplätze bei öffentlichen Großprojekten. Virginia war von Natur aus eine Anhängerin Roosevelts. Am Barnard College war Professor Raymond Moley, einer seiner Chefberater, ihr Lehrer gewesen. Doch zu ihrem Missfallen hatte Amerika, das sich sträubte, sich in die aus seiner Sicht endlosen europäischen Querelen hineinziehen zu lassen, die Augen vor den bedrohlichen Entwicklungen im Rest der Welt verschlossen. Mochte ihre Umgebung noch so prächtig sein, ihre Verwaltungsarbeit in Venedig empfand sie vor dieser globalen Kulisse als erdrückend irrelevant.